

Das Wissen der Welt

Deutschland braucht eine öffentliche digitale Bibliothek Von Ulrich Johannes Schneider

Niemand weiß, wie die Bibliothek der Zukunft aussehen wird, aber Wünsche gibt es. Das Textreich der kommenden Zeit soll digital sein, überall auf der Welt und jederzeit erreichbar. Natürlich wollen wir die bestehenden Lesesäle erhalten, auch die Gebäude unserer Buchkultur sollen nicht den Bildschirmen und elektronischen Buchlesegeräten geopfert werden. Bibliotheken werden nach der digitalen Revolution andere Funktionen wahrnehmen müssen, aber sie werden Orte des Zugangs zur Welt der Texte und des Wissens bleiben. Eine Voraussetzung für das Überleben der Bibliotheken ist allerdings, dass sie die digitale Text- und Wissensproduktion ebenso gut zugänglich machen wie die gedruckte. Die Zeichen stehen aber nicht gut, dass das bald gelingt. Gerade in Deutschland sind die Hemmnisse groß. Geradezu eklatant ist das Versagen der Bibliotheken und der sie stützenden Institutionen, wenn es um die „Deutsche Digitale Bibliothek“ (DDB) geht, die im Dezember 2009 auf höchster politischer Ebene beschlossen wurde und 2010 starten soll.

Die DDB ist die elektronische Version all dessen, was je als Buch oder in Zeitschriften veröffentlicht wurde, von Gutenberg bis heute. Sie gleicht dem Unternehmen „Google Books“: Denn auch diese ist ein Versuch, eben diese Bibliothek aufzubauen, freilich im Weltformat und mit privatwirtschaftlichen Mitteln – sowie mit Unterstützung einiger Bibliotheken, zu denen in Europa die Complutense in Madrid, die Universitätsbibliothek in Lausanne, die Bibliothèque Municipale in Lyon und die Bayerische Staatsbibliothek in München gehören.

Die mit Google kooperierenden Bibliotheken rechtfertigen sich damit, dass anders nicht rasch etwas Vergleichbares aufgebaut werden kann. Und das scheint zu stimmen, denn die öffentlichen Hände murksen bisher nur herum. Das Geschimpfe um die Urheberrechtsfragen und Geheimverträge bei Google hat bislang weitgehend verdeckt, dass kein Gegenprogramm existiert. Es gibt bei der Deutschen Nationalbibliothek, bei den Staats- und Landesbibliotheken, bei den Universitätsbibliotheken und bei den öffentlichen Bibliotheken viele Diskussionen, aber keinen gemeinsamen Plan für gemeinsame Aufgaben.

Dabei ist die Herausforderung der digitalen Bibliothek einfach zu fassen: Unser kulturelles Schrifterbe, vorzüglich aber alles Gedruckte, kann in digitaler Form neu und grenzenlos zugänglich gemacht werden. Technisch ist es möglich, und finanzierbar ist es auch. Die französische Regierung hat gerade 750 Millionen Euro dafür bereitgestellt, die japanische investiert zunächst 80 Millionen. Im Vergleich: Das Startguthaben der „Deutschen Digitalen Bibliothek“ beträgt keine 10 Millionen. Damit soll auch gar keine Digitalisierung bezahlt werden, sondern nur Koordinierung und Organisation der länderweit zu initiiierenden Digitalisierungsinitiativen. Nach dem föderalen Motto: dezentral Inhalte bereitstellen, zentral zugänglich machen.

Seit zwei Jahrzehnten werden an deutschen Bibliotheken Digitalisierungsprojekte durchgeführt, die nach den Katalogen auch die Bücher selbst transformieren. Seltene und schwer zugängliche Werke werden dadurch umstandslos erreichbar, was die geisteswissenschaftliche Forschung schon jetzt befördert. Historisch arbeitende Wissenschaftler haben sich darauf eingerichtet, in wenigen Jahren ein gewaltiges digitales Archiv benutzen zu können.

Das Archiv ist nicht verlässlich

Digitalisierung hat nebenbei auch Vorteile für die Bestandssicherung. Die Konversion gedruckter Texte als digitales Bild oder als elektronischer Volltext ersetzt langsam die Sicherheitsverfilmung des kulturellen Erbes oder erleichtert sie. Archive wie das Deutsche Literaturarchiv in Marbach oder Bibliotheken mit großem Altbestand wie die Universitätsbibliothek Leipzig produzieren ihre Sicherheitsfilme aus Digitalisaten, die für die Nutzer von Handschriften und wertvollen Drucken bestes Arbeitsmaterial bieten. Und darauf soll es doch hinauslaufen: die (wissenschaftliche) Nutzung der Literaturbestände zu intensivieren.

Was aber ist mit den bisherigen Leistungen geschehen? Wo finde ich die digitale Bibliothek des bis jetzt schon online gestellten Buchmaterials? Das „Zentrale Verzeichnis digitalisierter Drucke“ ist nicht sehr verlässlich, und also raten Bibliothekare zu einer Reihe von anderen Nachweisinstrumenten, die man nach nur wenig Studium selber beherrschen kann. Kurz gesagt: Eine Übersicht besteht nicht. Zahlreiche Drucke sind mehr-

fach digitalisiert worden, weil sich Bibliotheken nicht austauschen. Ergebnis: Der „*Conspectus Republicae Litterariae*“ von Georg August Heumann in der Ausgabe von 1791 existiert in zwei digitalen Formen, die in Göttingen und in Wolfenbüttel hergestellt wurden. Es handelt sich um ein und denselben Druck.

Viele deutsche Bibliotheken wollen beim Aufbau einer nationalen digitalen Bibliothek dabei sein, aber sie kämpfen allenthalben mit technischen und administrativen Schwierigkeiten. Es wurden und werden unterschiedliche Ziele formuliert, weil auch die Wissenschaftler unterschiedliche Meinungen dazu haben und die Deutsche Forschungsgemeinschaft zu widersprüchlichen Vorgaben veranlassen. Mal werden Erschließungsprojekte im Handschriften- und Druckwerkebestand nur mit großem Digitalisierungsanteil gefördert, mal wird davon abgeraten. Eine vom Ziel her sich begreifende Politik der Bereicherung digitaler Welten durch öffentlich geförderte Kultur sieht anders aus.

Soll man zur Wirtschaft gehen?

Die Tatsache, dass auch die Zielvorgaben der „Deutschen Digitalen Bibliothek“ und ihres europäischen Pendants, der „*Europeana*“, nicht harmonieren, sollte nicht entmutigen. Wenn tatsächlich die 30 000 Archive, Museen und Bibliotheken hierzulande aufgerufen sind, zur Bestandszugänglichmachung im Internet beizutragen, dann sollte das offen diskutiert und strategisch geplant werden. Mangels eines nationalen Konsenses in Fragen der kulturellen Entwicklung durch Zukunftstechnologien werden die Probleme hierzulande zu oft hin und her geschoben. Wenn die Geschäftsstelle der DDB durch die Stiftung Preussischer Kulturbesitz übernommen werden wird, ist das gewiss in der Praxis gut, aber sichert der Berliner Stiftung noch keine nationale Autorität in Sachen Konzeption und Organisation.

Wer Deutschland und seinen Bibliotheken für die Zukunft der digitalen Inhalte Glück wünschen will, hat Schwierigkeiten, einen Adressaten zu finden. Welche der verschiedenen Bibliotheksorganisationen, die sich demnächst wieder zum Bibliothekskongress in Leipzig zusammenfinden, ist die entscheidende? Welche Förderorganisation sitzt am längeren Hebel, die DFG oder das BMBF oder die Länder? Muss man die Nationalbibliothek ermuntern oder erst einmal die Katalogverbände auflösen? Soll man zur Wirtschaft gehen, die sich im Rahmen der „Initiative D21“ für die DDB einsetzt, oder gleich zum Staatsminister für Kultur und Medien? Vielfalt ist eine Stärke, bei der Ausarbeitung nationaler Beiträge zu einer digitalen Weltbibliothek, die so oder so kommen wird, ist sie hinderlich.

Gibt es irgendjemanden, der die Rolle digitaler Information in den naturwissenschaftlichen Wissensgebieten oder die neue Lesekultur in den geisteswissenschaftlichen Studiengängen sowie in allen Formen der Lehrerbildung leugnet? Sollten wir nicht anerkennen, dass die neue Technik mindestens ebenso revolutionär wirkt wie der Buchdruck selbst vor über 500 Jahren? Die Frage steht im Raum, was wir privatwirtschaftlichen Initiativen überlassen sollten. In den USA hat ein Expertengremium im Januar 2010 seine Empfehlung an den Kongress gegeben, im Bereich digitaler Veröffentlichung alles sein zu lassen, was kommerziell erledigt werden kann. Die finanziell nachteiligen Folgen dieser Haltung für die Bibliotheken hat Robert Darnton, Bibliotheksdirektor in Harvard, mehrfach beklagt. Auch in Frankreich wurde im Januar 2010 ein Gutachten veröffentlicht, aus der Feder des ehemaligen Telekom-Chefs Marc Tessier, der seinem Kulturminister einen Ausbau der nationalen Plattform „Gallica“ mit staatlichen Mitteln empfiehlt, wobei Google als Partner für die Durchführung nicht ausgeschlossen wird.

In Deutschland nun sollte vor allem die Idee wiederbelebt werden, dass Bibliotheken das Wissen der Welt zugänglich machen, und zwar ungehindert, ohne Zensur und ohne Gewinnabsicht. Wenn alle sich zusammentun, wäre das Werk bald getan. Es geht nicht um die Abschaffung der Schriftkultur, es geht um deren Transformation.

Nicht einzusehen ist, dass wir irgendwo haltmachen und es nicht als kulturelle Aufgabe begreifen, neue Techniken und neue Medien zu nutzen und auf verantwortliche Weise unsere Wissenswelten umzubauen.

Der Autor ist Direktor der Universitätsbibliothek Leipzig.